

Märchentexte zur Hoffnung

Schöner als Himmel und Erden (Italien)	2
Wie der Kolibri den Himmel höher hob (Peru).....	2
Kadyrs Glück (Kasachstan)	3
Variante: Der Pechvogel (Irland)	6
Variante: Der Olivensee (China)	7
Das Brokatbild (Tibet).....	11
Der Vogel in des Königs Brust.....	16
Der Drachenzar (Ukraine)	18

Schöner als Himmel und Erden (Italien)

Es war einmal ein Mann und eine Frau. Lange Jahre warteten sie vergeblich auf ein Kind. Endlich wurde ihnen ein Knabe geboren. Alle Leute kamen herbei, um das Kind zu sehen und zu bewundern.

In der ersten Nacht, als die Gäste fortgegangen waren und im Hause alles schlief, setzte sich eine grosse, schöne Frau neben das schlafende Kind. Sie legte ihm einen goldenen Stern zwischen die Augenbrauen, sang ein Wiegenlied und verliess den Ort.

In der zweiten Nacht, als alles ruhig war, stellte sich ein dunkler Mann neben die Wiege, zeichnete dem Kind einen schwarzen Punkt auf jeden Fuss, seufzte und ging von dannen.

In der dritten Nacht weinte das Kind im Schlaf, Vater und Mutter aber hörten es nicht. Da war auf einmal ein Kind bei dem Neugeborenen, das zugleich weinte und lachte. Das legte sich zu dem Kleinen und tröstete ihn.

Als der Knabe herangewachsen war, zog er in die Welt hinaus. Er wanderte und wanderte, bis er in die Mitte der Welt kam. Da wollte er das Apfelmädchen holen, das schöner war als Himmel und Erde. Er ging den Wurzeln nach in die Tiefe, es wurde immer dunkler, und seine Füsse taten ihm weh. Mit äusserster Anstrengung konnte er das Mädchen sehen, aber nur für die Zeit eines Mäusepiffs.

Da beschloss er, auf den Ästen in die Höhe zu klettern, aber je höher er kam, desto mehr wurde er vom Licht geblendet, und das Gewicht des Sterns zwischen den Augen tat ihm weh. Mit äusserster Anstrengung vermochte er die Umrisse des Mädchens zu sehen, aber nur für die Zeit eines Vogelschreis.

Müde und elend lehnte er sich an den Stamm des Apfelbaums. Da fiel plötzlich ein Apfel herunter und heraus sprang ein Mädchen, das war schöner als Himmel und Erde! „Du hast mich erlöst“, sprach sie und umarmte ihn. „Es war höchste Zeit, wärest du bis Mitternacht nicht gekommen, wäre ich mein Leben lang eingeschlossen geblieben, wo es zu dunkel und zu hell ist.“

Dann gingen sie Hand in Hand den weiten Weg zurück. Sie hatten einander viel zu erzählen und manchmal weinten sie und manchmal lachten sie.

Quelle: Silvia Studer Frangi (Hrsg.): Italienische Märchen zum Erzählen und Vorlesen, Königsfurt-Urania 2008.

Wie der Kolibri den Himmel höher hob (Peru)

Mein Vater hat mir immer von früher erzählt, von ganz früher, bevor irgendetwas geformt wurde, bevor die Siedler aus der Zeit vor den Inkas in Peru lebten.

Er hat gesagt, dass Gott einst die Zeit teilte, damit es Tag und Nacht gibt. Aber sobald es sie gab beklagten sich beide bei Gott. „Wir haben zuwenig Platz. Es ist uns zu eng“ klagten sie. Der Tag wollte mehr Platz für die Ausbreitung des Lichts und die Nacht für die Ausbreitung der Dunkelheit. Denn der Himmel war in der Urzeit, als es erst die Vögel und die Fische gab, sehr tief. Doch Gott wollte nichts ändern. Tag und Nacht aber klagten weiter zu Gott, die Nacht den ganzen Tag und der Tag die ganze Nacht. Einmal wurde es Gott zuviel, und er sagte zu den beiden: „Dann geht doch zu den Fischen und den Vö-

geln“, vielleicht können die euch helfen. So gingen Tag und Nacht zusammen zu den Fischen. Aber diese konnten nichts für sie tun. Also riefen sie nach den Vögeln. Und bald schon füllte sich die Luft mit Gezwitzcher und Schreien. Adler, Kondore, Kormorane, Störche, Möwen, Tauben, Papageien und zuletzt der winzige Kolibri kamen angefliegen und schwangen ihre Flügel gespannt. „Liebe Vögel,“ begann die Nacht, wir brauchen eure Hilfe.“ „Der Himmel liegt zu tief“, sagte der Tag, „wir können weder das Licht noch die Dunkelheit ausbreiten. Und wenn es hier auf Erden einmal grosse Landtiere und Menschen gibt, dann müssen sie sich immer bücken.“ „Oder sie stossen sich die Köpfe bei Nacht an den Sternen und haben bei Tag den Kopf in den Wolken“, fügte die Nacht hinzu. „Ist jemand unter Euch Vögeln, der den Himmel höher schieben könnte?“

„Ich werde den Himmel heben“, sagte einer. Ein anderer sagte: „Ich werde ihn heben“ Und alle grossen Vögel riefen durcheinander und begannen wie wild mit ihren Flügeln zu schlagen. Doch nichts geschah, der Himmel stand so tief wie zuvor. Denn sie wussten nicht, was der Himmel ist, denn sie kannten nur die Lüfte, in denen sie sich mühelos auf und ab bewegten. Enttäuscht wollten Tag und Nacht sich zurückziehen. Da sagte der Kolibri in letzter Minute: „Ich werde den Himmel heben.“

Und der Kondor sprach zu ihm: „Nein, das kannst du nicht, du bist zu klein, wie willst du es schaffen, wenn es uns nicht gelang.“ Aber der Kolibri kannte den feinen Unterschied zwischen der Luft und dem Himmel, denn er war es gewohnt auf jede kleinste Veränderung in seiner Umgebung zu achten. Und so flog er vor den staunenden Augen aller Vögel hin und her und liess seine Flügel schwirren, bis er den Rand des Himmels spürte. Es wird erzählt, dass er den Himmel mit seinem Rücken sanft und langsam anhub. Und jedes Mal, wenn er ihn etwas höher hinauf schob sagte der Himmel: „Tish, tish!“. Der Tag und die Nacht konnten sich nun ausbreiten und die Landtiere und die Menschen konnten nun entstehen, da sie genug Platz hatten und auch die Bäume wuchsen nun viel höher hinauf.

Und seit jener Tat wird der Kolibri in unseren Dörfern sehr hoch angesehen; der Kolibri ist wie ein heiliges Tier. Mein Vater, meine Grosseltern, sie alle wollen den Kolibri nicht anfassen, sie wollen sein Nest nicht berühren! Denn sie sagen, dass sonst der Himmel herunterkommen kann.

Erzählt von José Isabel Ayay V. aus Chilipampa, Cajamarca, Perú. Nacherzählt von Rolf Bossart in: Erzähl nochmal. Geschichten aus Religionen, Kulturen und Zeiten, Zürich 2023.

Kadyrs Glück (Kasachstan)

Es waren einmal zwei Brüder. Der ältere war klug und fleißig, der jüngere dumm, faul und neidisch. Er hieß Kadyr. Von ihm handelt dieses Märchen. Kadyr kam zu seinem Bruder und sprach ärgerlich: »Bruder, tue mir die Liebe und sage mir, warum es so ist! Wir sind aus einer Sippe, von einem Vater, haben aber jeder ein anderes Los. Dir gelingt alles, mir gelingt nichts. Deine Schafe vermehren sich und werden dick, meine sterben eines nach dem anderen; dein Pferd war beim Reiten das schnellste, meins warf mich auf dem halben Wege ab; auf deinem Tisch steht immer Fleisch und Kumys, ich habe nicht einmal fade Suppe zur Genüge; du hast eine liebevolle Frau, mich schaut kein Mädchen an; dich ehren die Alten, über mich spotten sogar die Kinder...« Da lächelte der ältere Bruder: »Mir hilft das Glück.« / »Und warum hilft es mir nicht?« / »Jeder hat sein eigenes Glück,

Kadyr. Mein Glück arbeitet gern, deins schläft anscheinend irgendwo unter einer Feldulme.« Na, dann will ich mein Glück suchen, es zwingen, für mich zu arbeiten, dachte Kadyr. Am gleichen Tag machte er sich auf die Suche nach seinem Glück. Er war lange und weit gewandert, als ein struppiger Löwe hinter einem Stein hervorsprang, sich ihm in den Weg stellte und wartete. Kadyr erschrak mächtig, aber wegzulaufen wäre vergeblich gewesen: Ringsum nur kahle Steppe, da fand er nirgends Rettung. Was tun? Der Löwe sprach: »Wer bist du?« / »Ich bin Kadyr.« / »Wohin des Weges?« / »Bin auf der Suche nach meinem Glück.« / »Nun, dann höre, Kadyr«, sagte der Löwe. »Wenn du das Glück findest, frage, was ich tun soll, damit meine Bauchschmerzen aufhören. Keine Gräser helfen. Ich quäle mich furchtbar, bin fast am Ende. Wenn du meine Bitte erfüllst, verschone ich dich, wenn nicht, zerreiße ich dich auf der Stelle.« Kadyr schwor, dem Löwen einen Rat oder Arznei zu bringen, und das Tier gab ihm den Weg frei.

Kadyr ging weiter seines Weges. Da sah er auf einem ausgedörrten Feld einen Alten, eine Alte und ein wunderschönes Mädchen sitzen, alle weinten, als wäre ein Verwandter gestorben. Kadyr blieb stehen. »Weshalb weint ihr, liebe Leute?« / »Wir haben großen Kummer«, antwortete der Alte. »Vor drei Jahren kaufte ich dieses Feld und gab all meine Habe dafür her. Ohne Kräfte zu schonen, bearbeiteten wir den Boden, hegten und pflugten ihn wie eine Mutter ihr Kleines, säten. Geerntet aber haben wir kein einziges Mal. Die Keime sprießen, im Frühling wächst üppiges Grün, verspricht reichen Ertrag, doch in der Mitte des Sommers vertrocknet die Saat, verdorrt bis zu den Wurzeln, so viel wir auch gießen. Den Grund dafür kann uns keiner sagen. Wir müssen sterben, guter Mensch. Uns ist kein Glück beschieden.« Da sagte Kadyr: »Zwar habe ich Glück, aber es schläft irgendwo unter einer weit ausladenden Feldulme. Ich bin auf der Suche nach ihm.« Darauf flehte der Alte Kadyr an: »Meine Seele, möge der Wind dir nie ins Gesicht blasen, mögest du Erfolg in Überfluss haben! Wenn der Zufall dir hilft, dein Glück zu finden, frage es, ob es nicht weiß, weshalb unsere Saat vertrocknet. Ich will dir dafür in alle Ewigkeit danken.« Kadyr versprach dem Alten, mit der Antwort zu dieser Stelle zurückzukehren, und wanderte weiter.

Nach ein paar Tagen gelangte Kadyr in eine große Stadt, die Hauptstadt des Khans. Kaum hatte er sich unter die lärmende Menge gemischt, da warf sich die Wache auf ihn und schleppte ihn am Kragen in den Palast des Khans. Das hatte Kadyr so wenig erwartet, dass er völlig den Mut sinken ließ, und, da er sich keiner Schuld bewusst war, machte er sich auf das Schlimmste gefasst. Der Khan aber begrüßte ihn mit einem gnädigen Lächeln und mit folgenden Worten: »Sei mein Gast, Fremdling, und erzähle, woher du kommst.« Kadyr fiel vor ihm auf die Knie und begann stotternd von sich zu erzählen. Nachdem der Khan ihn angehört hatte, befahl er: »Stehe auf und trete näher zu mir, Kadyr. Fürchte dich nicht. Ich spreche nicht wie zu einem Sklaven, sondern wie zu einem Freund mit dir. Ich habe eine Bitte. Wenn du deinem Glück begegnest, frage, warum ich, der Herrscher eines großen, reichen und mächtigen Reichs, freudlos lebe und in meinem goldenen Palast bitteren Kummer leide. Für die Antwort, wie sie auch sein mag, will ich dich reich belohnen.«

Daraufhin setzte Kadyr seinen Weg fort. Drei Jahre wanderte er durch die Welt. Eines Tages kam er an einen hohen schwarzen Berg und sah an einem Felsabhang eine weit ausladende Feldulme stehen, darunter lag im Schatten ein ausgezogenes, barfüßiges, ungewaschenes und ungekämmtes menschenähnliches Wesen in tiefem Schlaf. »Sollte dies mein Glück sein?« überlegte Kadyr und versuchte den Faulenzer zu wecken. »Auf-

stehen, wach auf, höchste Zeit, an die Arbeit zu gehen! Das Glück meines Bruders arbeitet für ihn, ohne die Hände in den Schoß zu legen. Willst du mir denn nicht dienen? Wache auf, stehe schnell auf!« Lange schrie er und setzte dem schläfrigen Wesen zu. Endlich regte sich das Glück, rekelte sich, hob den Kopf und rieb sich gähnend die Augen. »Du bist es, Kadyr? Vergeblich ziehst du durch die Welt, läufst dir die Beine wund. Solltest lieber unter so einer weit ausladenden Feldulme liegen, dann hättest du mehr Ruhe. Das Glück hilft den Klugen und Fleißigen, solchen wie deinem Bruder, aber solchen Dummen und Faulen wie dir steht das Glück nicht an. Da du nun aber schon einmal da bist, setze dich und berichte, wie du den Weg hierher fandest, was du unterwegs sähest, wem du begegnetest, worüber du sprachst und was dich zu mir führt.« Kadyr hob an, das Glück hörte ihm gähnend zu. Als Kadyr geendet hatte, sagte ihm das Glück, was er auf dem Rückweg antworten sollte, und sprach: »Aus dem, was du mir erzählt hast, entnehme ich, dass viel Schlechtes, jedoch auch einiges Gutes in dir steckt. Für das Gute will ich dich belohnen. Gehe nun nach Hause. Dich erwartet großes Glück. Nicht jedem wird es zuteil. Aber gib Acht, dass du es dir, leichtsinnig wie du bist, nicht entgehen lässt. Lebe wohl!« Kadyrs Glück streckte sich wieder ins Gras und schnarchte, dass es durchs Tal hallte. Kadyr schüttelte es wieder, um noch mehr über seine Zukunft zu erfahren, aber das half nichts, der Schweiß stand ihm schon im Gesicht, das Glück vermochte er jedoch nicht zu wecken. So stand er noch eine Weile da und ging schließlich in seiner eigenen Spur in die Richtung, aus der er gekommen war.

In der Hauptstadt angelangt, begab er sich zum Khan. Der Khan freute sich, schickte alle Diener und Leibwächter fort, bot dem Gast einen Platz neben sich an und sagte: »Sprich, Kadyr!« Und Kadyr sprach: »Mein Glück hat mir den Grund für deinen Kummer verraten. Du regierst das Reich, und alle nennen dich Khan, weil sie denken, dass du ein Mann bist. In Wirklichkeit aber bist du eine Frau. Dir fällt es schwer, die Wahrheit zu verbergen, und es geht über deine Kräfte, die Kriegssorgen und die Regierungsgeschäfte zu tragen. Wähle dir einen würdigen Mann, und die Freude kehrt wieder bei dir ein.« / »Dein Glück hat die Wahrheit gesagt, Kadyr«, sprach der falsche Khan betroffen und nahm die kostbare Mütze vom Kopf. Da fielen schwarze Zöpfe auf den bunten Teppich, und vor Kadyr stand ein Mädchen schöner als der Vollmond. Das Mädchen wurde über und über rot und sagte: »Dshigit, du hast als erster mein Geheimnis gelüftet. Du sollst mein Gatte und der Herrscher meines Landes sein.« Kadyr erstarrte bei diesen Worten, als er sich wieder fassete, schüttelte er den Kopf und fuchtelte mit den Händen: »Nein, nein, ich will kein Khan sein! Mich erwartet mein Glück.« Und er zog weiter.

Nun begrüßten ihn der Alte, die Alte und ihre schöne Tochter mit tiefen Verbeugungen und freundlichen Worten. »Was sagst du uns zu unserem Trost, lieber Kadyr?« / »Ich sage euch, dass in alten Zeiten ein Reicher aus Angst vor Einfällen der Fremdlinge auf eurem Feld vierzig Kessel mit Gold vergraben hat. Deshalb ist eure Erde unfruchtbar. Grabt das Gold aus, und der Boden wird wieder fruchtbar, und ihr werdet reicher als alle in der Umgebung.« Außer sich vor Freude, lachend und tanzend, umarmten sie Kadyr. Der Alte sprach: »Kadyr, du hast uns das Glück gebracht. Bleib bei uns. Hilf uns, das Gold auszugraben. Nimm die Hälfte des Schatzes, nimm unsere Tochter zur Frau. Sei mein Sohn und Schwiegersohn.« Kadyr fand Gefallen an den alten Leuten und viel mehr an ihrer Tochter, dennoch wollte er nicht einmal über Nacht bei ihnen bleiben. »Nein, das Glück wartet auf mich«, sagte Kadyr und ging weiter.

So lief er lange, die Stiefel waren abgewetzt, die Füße wund, er schleppte sich mühsam voran. Da sah er einen Stein, ließ sich darauf nieder und überlegte: »Nun ist der Weg bald zu Ende, wo aber ist das versprochene Glück?« Kaum hatte er das gedacht, da stand der Löwe vor ihm. »Nun, hast du mir einen Rat oder Arznei gebracht?« fragte dieser. »Arznei habe ich nicht gebracht, aber es gibt ein Mittel, das dich von deiner Krankheit heilt. Iß das Gehirn des dümmsten Menschen auf der Welt, und du wirst sofort gesund.« / »Danke, Kadyr. Fortan werde ich diesen Dummen suchen. Vielleicht hilfst du mir dabei? Erzähle mir doch, welche Leute du auf deinem Weg gesehen, worüber du mit ihnen gesprochen hast. Bevor du mir das nicht erzählst, lasse ich dich nicht gehen.«

Kadyr blieb nichts anderes übrig, und er erzählte von seinem Glück, das er unter einer alten Feldulme gefunden hatte, von dem Mädchen, das ein Khan war, von den Alten und ihrer schönen Tochter. Da funkelten die Augen des Löwen, er fletschte die Zähne, sein Fell sträubte sich. Er sprach: »Du bist ein Dummkopf, Kadyr! Hattest so viel Glück in den Händen und konntest es nicht halten. Hast auf Macht und Ehre, auf Reichtum und Wohlstand, auf zwei wunderschöne Bräute verzichtet... Und wenn ich dreimal um die Welt gehe, finde ich keinen Dümmeren als dich. Dein Gehirn wird mein Leiden lindern!«

Der Löwe nahm Anlauf und stürzte sich auf Kadyr. Wie ein erschrockener Hammel fiel Kadyr zu Boden. Das war seine Rettung: Der Löwe prallte an einen Stein und war mausestot. »So ein Glück!« rief Kadyr außer sich vor Freude. »Der sichere Tod bedrohte mich, aber ich bin am Leben! Was für ein Glück!« Als Kadyr in seinen Aul zurückkehrte, erkannte ihn niemand: Seine Gestalt und sein Charakter hatten sich verwandelt. Es war, als wäre der Dshigit zum zweiten Mal geboren, als wäre er ein neuer Mensch geworden. Von nun an war er stets fröhlich, zu allen freundlich, beklagte sich über nichts mehr und beneidete keinen. Von früh bis spät war er bei der Arbeit, sang Lieder, und alle lobten ihn für seine Klugheit und für sein umgängliches Wesen. Von Tag zu Tag mehrte sich sein Wohlstand, er gründete eine Familie und lebte in Freude und Ansehen. »Wie geht es dir, Kadyr?« fragten ihn seine Freunde. »Ich bin der Glücklichste unter der Sonne!« antwortete Kadyr lächelnd.

Quelle: https://hekaya.de/maerchen/kadyrs-glueck--asien_191.html (zuletzt abgerufen am 30. Juni 2024)

Variante: Der Pechvogel (Irland)

In dieser Variante gibt es kein Happy-End. Sie kommt so oder ähnlich in verschiedenen Ländern vor. In diesen Varianten fehlen fast alle zauberischen Elemente, ausser das Wolf und Baum sprechen können. Dadurch werden sie eher zu Schalk- oder auch Weisheitsgeschichten. Auch bei "Kadyrs Glück" gibt es wenig aus der "Zauberwelt", aber die Figur des Glücks ist dort eindeutig symbolisch zu verstehen.

Vor langer, langer Zeit lebte ein Mann in einem Dorf inmitten der grasgrünen Wiesen Irlands. Um ihn herum, wohnten heitere und zufriedene Menschen, denen jeder Tag neue Freuden und Überraschungen brachte. Nur ihm allein schien alles fehlzuschlagen. So nannte man ihn allgemein den Pechvogel, und das behagte ihm nicht. Schliesslich suchte er Rat bei einer weisen Frau. Sie meinte, er solle zum Alten am Ende der Welt wandern, denn er wisse eine Antwort auf jede Frage. So wanderte er los, einen Tag, eine Woche, ein Jahr, bis er zu einem Wolf kam, der elend aussah. «Wo gehst du hin?», fragte der Wolf. «Zum Alten am Ende der Welt, er weiss Antwort auf jede Frage.» «Bitte frage ihn, warum ich ewig hungrig bin», bat ihn der Wolf. Der Mann versprach es. Er wanderte weiter, einen Tag, eine Woche, ein Jahr. Da kam er zu einem Baum, der halb vertrocknet aussah.

«Wo gehst du hin?», fragte der Baum. «Zum Alten am Ende der Welt, er weiss Antwort auf jede Frage.» «Bitte frage ihn, warum ich hier vertrocknen muss, wenn andere Bäume wachsen.» Der Mann versprach es. Er wanderte weiter, einen Tag, eine Woche, ein Jahr. Da kam er zu einem schönen Haus, in dem wohnte eine freundliche Frau. «Wohin gehst du?», fragte die Frau. «Zum Alten am Ende der Welt, er weiss Antwort auf jede Frage.» «Oh bitte, frage ihn doch, warum ich so einsam bin.» Der Mann versprach es. Ehe sie ihn ziehen liess, kochte sie ihm ein leckeres Essen, gab ihm ein warmes, weiches Bett und schickte ihn mit einem guten Frühstück auf den Weg. Er wanderte weiter, einen Tag, eine Woche, einen Monat. Dann war er beim Alten am Ende der Welt. Nun durfte er alle Fragen stellen und bekam auf jede eine Antwort. Eifrig machte der Pechvogel sich auf den Heimweg, sein Schritt war beflügelt. Bald erreichte er das hübsche Haus der freundlichen Frau. «Was hat der Alte gesagt?», fragte sie sofort. «Oh, er hat gesagt: Wenn ein Mann zu deinem Haus kommt, sollst du ihn heiraten, und du bist nie mehr einsam.» «Du bist ein Mann, du bist zu meinem Haus gekommen. Willst du mich bitte heiraten?» «Das kann ich nicht, denn mir hat er gesagt, ich würde mein Glück auf dem Wege finden, ich muss weiter.» Wieder kochte sie ein gutes Essen, gab ihm ein weiches Bett und liess ihn traurig weiterziehen. Der Pechvogel sputete sich und erreichte endlich den Baum, der inzwischen alle Blätter verloren hatte und mit Mühe, flüsterte: «Was hat der Alte gesagt?» «Ah, hat er gesagt, unter den Wurzeln des Baumes liegt eine grosse, eiserne Truhe voller goldener Taler, und wenn jemand sie ausgräbt, dann können die Wurzeln wieder trinken, und du wirst frisch und gesund.» «Hier liegt ein Spaten, bitte grabe die Truhe aus, damit ich wieder trinken kann.» «Das kann ich nicht, denn mir hat er gesagt, ich würde mein Glück auf dem Wege finden, ich muss weiter.» Noch hastiger eilte der Pechvogel zurück, und es schien ihm nur eine kurze Weile, bis er den Wolf traf. «Was hat der Alte am Ende der Welt zu dir gesagt?», fragte der Wolf, der inzwischen noch elender aussah. «Er hat gesagt: Das Essen steht doch vor dir!» Da frass der Wolf den Pechvogel auf und |leckte sich befriedigt das Maul.

Aus: S. Alexander, Am Torffeuer erzählt, Stuttgart, 1994.

Variante: Der Olivensee (China)

Version von G. Horowitz. Diese Geschichte hat einige Ähnlichkeiten mit "Kadrys Glück". Sie ist aber ein klassisches Zaubermärchen mit weniger Witz, dafür mehr Tiefe.

Am Fusse des Olivenberges lag der Olivensee. Er wurde nur von klaren Bergquellen gespeist, aber dennoch war sein Wasser stets trübe, und man konnte nicht bis auf den Grund sehen. Das Land rings um den Olivensee gehörte reichen Wucherern, die es für viel Geld an arme Bauern verpachteten. Sie verlangten dafür so viel, dass den Bauern oft nicht genug zum Leben blieb. In einer kleinen Hütte am See lebte eine arme Witwe mit ihrem einzigen Sohn. Auch sie hatten ein kleines Stück Land gepachtet und jeden Morgen ging der Junge aufs Feld und arbeitete dort bis zum Abend. Sein Weg führte ihn am See entlang, und dabei überlegte er oft: „Weshalb ist das Wasser des Olivensees so trübe, obwohl er nur von klaren Bergquellen gespeist wird? Und warum ist auch unser Leben hier so trübselig? Weshalb haben meine Mutter und ich kaum genug zu essen, obwohl ich Tag für Tag schwer arbeite? Hängt all dies vielleicht sogar zusammen?“ Immer wieder grübelte er darüber nach, aber konnte keine Antwort darauf finden, auch in seinem Dorf konnte ihm niemand weiterhelfen. Eines Tages aber erfuhr er, dass in den weit

entfernten westlichen Bergen ein Berggeist lebte, der den Menschen ihre Fragen beantwortete. Da beschloss der Junge, diesen Berggeist aufzusuchen. Doch bevor er sich auf den Weg machte, arbeitete er eine Zeit lang noch mehr als sonst, um etwas für seine Mutter zu sparen, damit sie während seiner Abwesenheit keinen Hunger leiden müsse. Als er dachte, genügend beisammen zu haben, verabschiedete er sich von ihr und machte sich auf den Weg. Er ging immer in die Richtung der untergehenden Sonne. Sein Weg führte zunächst am See entlang und gegen Abend erreichte er ein kleines Häuschen am Ende des Sees. Er klopfte und bat um ein Nachtlager. Die Frau, der das Haus gehörte, nahm ihn gerne auf. Am nächsten Morgen fragte sie ihn, wohin er gehe. „Ich will zum Berggeist der westlichen Berge“, antwortete er. „Ich möchte ihn fragen, weshalb das Wasser des Olivensees so trüb ist und weshalb meine Mutter und ich kaum zum Leben habe, obwohl ich Tag für Tag schwer arbeite.“ „Könntest du auch eine Frage von mir mitnehmen?“ fragte die Frau. „Weißt du, ich habe eine Tochter, die ist schön und lieb, aber sie kann nicht sprechen. Vielleicht kann dir der Berggeist sagen, was geschehen muss, damit meine Tochter ihre Sprache findet.“ „Ich will deine Frage mitnehmen“, versprach der Junge. Er verabschiedete sich von der Frau und setzte seinen Weg fort. Der stieg nun langsam aber stetig an. Gegen Abend erreichte er ein kleines Haus, das einem alten Mann gehörte. Im Garten lag ein kleiner Zierteich und daneben wuchs ein Orangenbaum, der ganz prächtig blühte. Der alte Mann nahm den Jungen für die Nacht auf und am nächsten Morgen fragte er ihn: „Wohin willst du denn gehen, Junge? Weiter oben leben doch gar keine Menschen mehr! Du findest dort weder Arbeit noch etwas zu essen.“ „Ich will zum Berggeist der westlichen Berge“, antwortete der Junge. „Ich möchte ihn fragen, weshalb das Wasser des Olivensees immer so trübe ist, obwohl der See doch nur von klaren Bergquellen gespeist wird und weshalb meine Mutter und ich kaum genug zum Leben haben, obwohl wir Tag für Tag schwer arbeiten.“ „Dann könntest du von mir auch eine Frage mitnehmen“, meinte der alte Mann. „Weißt du mein Orangenbaum blüht jedes Jahr ganz prächtig, aber er hat noch nie eine Frucht getragen. Vielleicht kann der Berggeist dir sagen, was geschehen muss, damit der Baum endlich Früchte trägt.“ „Ich will deine Frage mitnehmen“, versprach der Junge. Er verabschiedete sich von dem alten Mann und setzte seinen Weg fort. Immer höher hinauf stieg er, in Gegenden, wo es gar keine Bäume mehr gab, nur noch Steine und einige wenige Gräser und Blumen.

Am Nachmittag erreichte er einen reissenden Bergbach. Er suchte nach einer Stelle, an der er den Bach überqueren konnte, aber er fand keine. Der Junge bemerkte, dass am Himmel dunkle Wolken aufzogen. Er suchte Schutz unter einem grossen Felsen. Wenig später wurde es ganz finster und ein schweres Gewitter brach los. Ein Blitz folgte dem anderen, das Rollen des Donnerst erfüllte die Luft und der Regen prasselte vom Himmel. Zum Glück war der Junge unter seinem Felsen gut geschützt.

Nach einiger Zeit liess der Regen nach und der Himmel wurde lichter. Bald danach schien auch die Sonne wieder. Als ihre Strahlen auf das Wasser des Bergbaches trafen, da schäumte es plötzlich und etwas Rosarotes tauchte aus der tiefe empor. Es war eine riesige Schlange. Der Junge erschrak, doch die Schlange sprach ihn freundlich an: „Du musst keine Angst vor mir haben“, sagte sie mit sanfter Stimme. „Ich habe noch keinem Lebewesen etwas Böses getan. Im Gegenteil, ich kann dich ans andere Ufer des Baches bringen, wenn du das möchtest.“

„Gerne“, antwortete der Junge, „denn ich möchte zum Berggeist der westlichen Berge gehen und ihn fragen, weshalb das Wasser im Olivensee immer so trübe ist, obwohl der See doch nur von klaren Bergquellen gespeist wird und weshalb meine Mutter und ich nicht genug zu essen haben obwohl wir Tag für Tag schwer arbeiten.“ „Dann könntest du auch von mir eine Frage mitnehmen“, sagte die Schlange. „Weisst du, ich lebe nun schon tausend Jahr an diesem Ort und ich habe noch keinem Lebewesen etwas zuleide getan. Ich habe alle, die das wollten, von einem Ufer des Baches zum anderen gebracht. Doch nun bin ich dieses Dasein hier leid. Vielleicht kann der Berggeist dir sagen, was geschehen muss, damit ich endlich von hier erlöst werde.“ „Ich will deine Frage mitnehmen“, versprach der Junge. Die Schlange trug ihn ans andere Ufer, dann verabschiedete er sich von ihr und setzte seinen Weg fort.

Er stieg noch höher hinauf, überquerte einen hohen Pass und gelangte in ein felsiges Tal. In der Mitte des Tales erblickte er ein Schloss aus Bergkristall, das in der Sonne leuchtete. Er ging hin. Am Eingang stand ein Wächter. „Wohnt hier der Berggeist der westlichen Berge?“ fragte der Junge. „Natürlich“, antwortete der Wächter. „Wer sonst sollte hier wohnen? Was möchtest du hier?“ „Ich will dem Berggeist einige Fragen stellen“, sagte der Junge. Daraufhin führte ihn der Wächter ins Schloss. Er gelangte in einen weiten Saal mit kristallinen Wänden. Und da kam ihm auch schon der Berggeist entgegen, in der Gestalt eines alten Mannes mit langen weissen Haaren und weissem Bart, in einem langen weissen Gewand. „Junge“, sprach er mit ausgebreiteten Armen, „komm zu mir und sage mir, was dich hierherführt!“ „Ich habe vier Fragen, auf die ich Antwort suche“, sagte der Junge. „Warte“, meinte der Berggeist. „Ehe du deine Fragen stellst, muss ich dir eine Regel sagen, die hier oben gilt: Eine Frage darfst du sagen, sind es zwei, darfst du's nicht wagen, hast du drei, so darfst du fragen, doch bei vier musst du verzagen. Ungerade sei, mein Freund, die Anzahl deiner Fragen, denn ist die Zahl gerade, musst du es dir versagen. Du sagtest du hast vier Fragen. Eine davon musst du weglassen – überlege dir gut, welche.“

Der Junge überlegte. Die eigene Frage, derentwegen er den weiten Weg unternommen hatte, wollte er selbstverständlich stellen. Also musste eine der drei anderen weggelassen werden. Doch je länger er überlegte, desto mehr begriff er, wie wichtig diese Fragen für all diejenigen waren, diese ihm aufgetragen hatten. Es schien ihm unmöglich, eine davon wegzulassen. So entschloss er sich schliesslich, die eigene Frage wegzulassen und stellte nur die der drei andren. Der Berggeist gab ihm Antwort. Der Junge bedankte sich, dann verabschiedete er sich und machte sich auf den Heimweg. Er überquerte den hohen Gebirgspass und stieg zum reissenden Bergbach hinab. Dort erwartete ihn bereits die Schlange. „Nun“, fragte sie, „was hat der Berggeist gesagt? Wie kann ich von hier erlöst werden?“ „Der Berggeist hat gesagt, um erlöst zu werden müsstest du noch zwei gute Taten vollbringen“, antwortete der Junge. „Welche?“ fragte die Schlange begierig. „Sage sie mir!“ „Die erste wäre, mich wieder ans andere Ufer zu bringen“, sagte der Junge. Das tat die Schlange sogleich und fragte dann: „Und die zweite?“ „Du müsstest die Perle abwerfen, die du zwischen deinen Augen trägst und die bei Nacht strahlt.“ „Das kann ich nicht allein“, sagte die Schlange. „Bitte hilf mir dabei.“ So fasste der Junge die Perle und zog daran und die Schlange zog in die andere Richtung. Sie mussten sich gewaltig anstrengenden, bis die Perle schliesslich abfiel. Und in diesem Augenblick verwandelte sich die Schlange. Es wuchsen ihr Schuppen und Flügel. Sie wurde zu einem mächtigen geflü-

gelten Drachen, erhob sich in die Luft und flog davon. Ehe sie die Wolkendecke durchstieß, wandte sie sich nochmals zu dem Jungen um und rief: "Die Perle darfst du behalten, zum Dank!" Dann verschwand sie zwischen den Wolken.

Der Junge nahm die Perle, die nun, da es Nacht wurde, ganz herrlich leuchtete und setzte seinen Weg fort. Nach einer Zeit erreichte er das Haus des alten Mannes mit dem Orangenbaum. Auch der Alte erwartete ihn bereits: "Nun", fragte er, "was hat der Berggeist gesprochen? Was muss geschehen, damit der Baum endlich Früchte trägt?" "Der Berggeist hat gesagt, dass du zunächst das Wasser aus deinem Zierteich ablassen musst", antwortete der Junge. "Wenn du dann im Schlamm unter dem Teich gräbst, so wirst du neun grosse Tonkrüge voller Gold und Silbermünzen finden. Die musst du heraufbefördern. Dann wird aus der Tiefe der Erde eine klare Quelle sprudeln und den Zierteich aufs Neue füllen. Mit ihrem Wasser sollst du den Orangenbaum giessen, dann wird er Früchte tragen." Der alte Mann machte sich sogleich an die Arbeit und der Junge half ihm dabei. Sie arbeitete den ganzen Tag, gruben im Schlamm und schleppten die schweren Tonkrüge herauf. Als endlich der neunte oben war, da sprudelte aus der Tiefe der Erde eine klare Quelle und füllte den Zierteich. Und als der alte Mann nun seinen Orangenbaum mit diesem klaren Wasser goss, da war es wie ein Wunder. Im Nun fielen die Blüten ab und der Baum stand voller reifer Früchte! Der alte Mann dankte dem Jungen, der der Bote des Berggeistes gewesen war. "Nimm so viel von den Gold- und Silbermünzen, wie du nur tragen kannst!" rief er. Da füllte der Junge seine Taschen mit Münzen, bedankte und verabschiedete sich und setzte den Heimweg fort.

Als er das Haus am Ende des Olivensees erreichte, erwartete ihn die Frau bereits. "Nun", fragte sie, "was hat der Berggeist gesagt? Was muss geschehen, damit meine Tochter ihre Sprache findet?" "Der Berggeist hat gesagt, dass deine Tochter sprechen wird, sobald sie den Mann erblickt, für den sie bestimmt ist." antwortete der Junge. In diesem Augenblick ging eine Tür auf und ein junges Mädchen schaute herein: "Mutter, wer ist das?" fragte sie. "Aber Kind", rief die Mutter, "du sprichst ja!" Und sie dankte dem Berggeist, der ihrer Tochter nicht nur die Sprache sondern auch noch einen Mann geschenkt hatte. Die beiden jungen Leute schauten sich an und sie gefielen einander gut. So feierten sie Hochzeit und blieben noch einige Tage im Haus der Frau. Dann aber wollte der Junge endlich zu seiner Mutter heimkehren. So machte er sich mit seiner jungen Frau auf den Weg. Doch als sie abends die Hütte der Mutter erreichten, da fanden sie die alte Frau erblindet vor. Denn der Junge war viel länger fortgeblieben, als er gedacht, und seine Mutter hatte aus Kummer und Sorge so viel geweint, dass ihre Augen erblindet waren. So konnte sie seine schöne junge Frau, ihre Schwiegertochter, gar nicht sehen, nur ihre helle Stimme hören. Und auch das viele Gold und Silber, das ihr Junge heimbrachte und die wunderschöne Perle die nun da es Nacht wurde wieder herrlich leuchtete, konnte sie nicht sehen, sondern nur betasten.

Der Junge hielt seiner Mutter die strahlende Perle vor die Augen. Das half nichts. "Ach wenn du doch wieder sehen könntest!" rief er verzweifelt. Doch sowie er diesen Wunsch ausgesprochen, da war es als fiel ein Schleier von ihren Augen. "Nun sehe ich wieder!" rief sie. "Dich und die Perle und deine schöne Frau und das viele Gold und Silber." Der Junge aber fragte sich. "Sollte diese Perle etwa Wünsche erfüllen?" Er wollte es gleich versuchen und so sprach er: "Wenn doch nur all die reichen Wucherer von hier verschwunden wären!" Und tatsächlich, die Perle erfüllte auch diesen Wunsch. Sowie er ihn ausgesprochen hatte, waren die reichen Wucherer aus der Gegend verschwunden. Und

seltsam, sobald sie fort waren, wurde das Wasser des Olivensees von Tag zu Tag klarer, bis er schliesslich so klar war, dass man bis auf den Grund sehen konnte. Das Leben der Menschen am Olivensee wurden von nun an so süß wie Honig.

Aus: Das Märchenschiff, Märchen aus fernen Ländern, Gidon Horowitz, Verlag Herder im Breisgau, 1993.

Das Brokatbild (Tibet)

An einem armen Landstrich am Fuße der Berge lebte einst eine Witwe mit ihren drei Söhnen. Der Älteste war ein Taugenichts, der zweite war nicht viel besser, und nur der Jüngste war ein gutherziger, fleißiger Bursche: Die Mutter webte den ganzen Tag, und unter ihren Händen entstanden wunderbare Blumen, Vögel und Tiere. Die Stoffe trug sie auf den Markt in die nahe Stadt, und für den Erlös kaufte sie Essen. Der jüngste Sohn ging ins Holz, die beiden älteren Söhne aber lagen den ganzen Tag faul in der Sonne und warteten, was ihnen die Mutter Gutes vorsetzen würde. Einmal hatte die Mutter ihre Ware früher als sonst verkauft. Wie sie so über den Markt schlenderte, um zu erkunden, wo sie den billigsten Reis kaufen könnte, sah sie an einem Stand ein Bild hängen. Gebannt trat sie näher. Auf dem Bild war derselbe Berg, der hinter ihrem Dorf aufragte, doch statt der armseligen Hütten waren am Fuße des Berges viele ansehnliche Häuser gemalt. Am schönsten war ein zweistöckiges Haus zwischen Blumen und Gras. Durch den Garten floß ein silberner Bach, und in einem kleinen See schwammen rote Fische. Und das Federvieh, das dort war! Und die weißen Schafe auf den Hängen und die goldenen Maisfelder! Über allem strahlte eine große rote Sonne. Die Mutter konnte sich nicht von dem Bild losreißen. Ohne zu überlegen, nahm sie alles Geld, das sie für ihren Brokat erhalten hatte, und kaufte das Bild. Nur ein paar Kupfermünzen blieben übrig, und für die erstand sie ein bißchen Reis. Einmal wird's schon gehen, dachte sie. Das nächste Mal sollen es die Jungen um so besser haben. Unterwegs blieb sie jeden Augenblick stehen, rollte das Bild auf und erfreute sich an ihm. Sie zählte die Hühner und Enten auf dem Hof, schaute, welches Gemüse neben dem Haus wuchs und welche Blumen im Garten blühten, und war glücklich wie noch nie.

Zu Haus hängte die Mutter das Bild an die Tür und mußte es immer wieder bewundern. Die beiden älteren Söhne murrten, daß sie nur unnötig Zeit und Geld verschwendet habe, der Jüngste aber sagte: „Von ganzem Herzen wünsche ich Euch ein solches Haus mit Garten, Mutter. An Eurer Stelle würde ich nach diesem Bild Brokat weben. Und wenn Ihr dann das Haus und die Blumen und den Bach und die Hühner hineinwebt, so wird Euch sein, als wäre das alles Wirklichkeit.“ „Was redest du da für Unsinn“, meinte der älteste Sohn. „Wenn sie nur zu ihrem Vergnügen webt, wovon sollen wir dann leben?“ „Du hast recht“, unterstützte ihn der zweite Sohn. „Wenn sie wie eine große Dame leben will, dann soll sie auf ihr nächstes Leben warten. Vielleicht hat sie in dem mehr Glück.“ Die Mutter aber fand an dem Einfall des Jüngsten Gefallen. „Macht euch keine Sorgen, Jungen. Ihr sollt schon nicht zu kurz kommen“, beruhigte sie die Söhne. „Ich werde auch am Abend und am frühen Morgen weben. Ich habe euch bisher ernährt und werde euch auch in der Zukunft ernähren.“

Sie kaufte das beste Garn und machte sich an die Arbeit. Ein ganzes Jahr lang saß die Mutter am Webstuhl und webte. Abend für Abend zündete sie die Fackel an, und der beißende Rauch trieb ihr die Tränen in die Augen. Die glitzernden Tropfen fielen auf den Brokat, und die Mutter webte sie in das Bild hinein. So webte sie aus den Tränen den Bach

und den See mit den zitternden Wellen. Im zweiten Jahr röteten sich die Augen der Mutter von der Anstrengung, und auch die Tränen färbten sich rot. Und so fielen rote Tropfen auf den Brokat, und die Mutter webte sie in das Bild hinein. So webte sie roten Blumen und die gleißende Sonne. Im dritten Jahr war das Bild fertig. Und alles war darauf, was man sich nur denken konnte. Grünes Land am Fuße des hohen Berges, Häuser wie aus Silber, goldener Mais auf den Feldern, Gemüse und Blumen und Ziersträucher in den Gärten, und am Dorfrand erhob sich statt der armseligen Hütte der Witwe ein hohes Gebäude mit roten Säulen, gelben Türen und einem blauen Dach. Hinter dem Haus weideten auf dem Hang Schafe und Büffel und Kühe, im Gras pickten Kücken und watschelten Enten, und in der Luft flogen Vögel. Vor dem Haus war ein Garten voller Bäume und herrlicher Blumen. In der Mitte lag ein kleiner See mit roten Fischen, und aus dem See sprudelte ein silberner Bach und floß zu den Reisfeldern hin. Über allem hing eine große rote Sonne. Die Mutter rieb sich die entzündeten Augen und lächelte glücklich. Die Söhne kamen und standen staunend vor dem Bild. „Wieviel Goldstücke könnte man wohl dafür verlangen?“ fragte der Älteste. „Dafür könnte man so manches anschaffen“, meinte der zweite. Aber der jüngste Sohn erklärte: „Die Mutter hat uns ein Haus gewebt. Wir werden es anschauen und im Geiste darin wohnen.“ „Das Bild habe ich für mich selbst gewebt und verkaufe es nicht“, sagte die Mutter. „Hier in der dämmerigen Stube kann man nicht so recht sehen, was alles darauf ist. Wir wollen es ans Licht tragen.“ Sie hingen das Stück Brokat draußen auf, und das Bild leuchtete in brennenden Farben. Erst jetzt sah man, wie schön es war. Die Nachbarn liefen zusammen, staunten und lobten, und die Mutter lächelte glücklich.

Plötzlich streichelte ein kühler Windhauch die Wangen der Mutter, und wie ein Peitschenschlag flog ein Sturmwind vorbei, riß das Bild von der Tür und trug es davon, niemand wußte, wohin.

Die Mutter schrie auf und fiel in Ohnmacht. Die Nachbarn liefen nach allen Seiten auseinander, das Bild zu suchen. Die Söhne durchforschten die ganze Umgebung – umsonst. Vergeblich fragten sie jeden Wanderer, niemand hatte das Bild gesehen. Von jenem Tag an ging die Mutter wie abwesend umher. Der jüngste Sohn tröstete sie und kochte ihr Ingwersuppe, aber die Mutter siechte unter seinen Augen dahin. Nach einiger Zeit rief die Mutter ihren ältesten Sohn und sprach: „Wenn du willst, daß ich am Leben bleibe, so geh und bring mir mein Brokatbild zurück. Mir ist, als hätte ich ein Stück meines Lebens verloren.“ Der Sohn zog seine Sandalen an und brach nach Osten auf. Einen ganzen Monat war er unterwegs, da kam er zu einem Bergpaß mit einer steinernen Hütte. Vor der Hütte stand ein Pferd und reckte den Hals nach den Erdbeeren zu seinen Füßen aus. Warum frißt das Pferd die Erdbeeren nicht, dachte der älteste Sohn. Warum steht es nur da und reckt den Hals und macht das Maul auf? Er trat näher und bemerkte, daß auch das Pferd aus Stein war. Der Bursche wunderte sich sehr. Und wie er so dastand und mit aufgerissenen Augen das steinerne Pferd und die steinerne Hütte anstarrte, da trat eine alte Frau aus der Tür. „Was suchst du hier, mein Sohn?“ fragte sie lächelnd. „Ich suche das Brokatbild meiner Mutter“, antwortete der Bursche. „Sie hat die ganze Landschaft hineingewebt, ein Haus, einen Bach, einen Garten, Geflügel, die Sonne und die Blumen. Drei Jahre lang konnten wir uns wegen des dummen Bildes nicht richtig satt essen, und kaum war es fertig, da hat es der Wind fortgetragen. Wißt Ihr vielleicht, wo es ist?“

„Ich weiß es wohl“, sagte die Frau. „Das Bild haben sich die Feen vom Sonnenberg ausgeliehen. Sie wollen nach seinem Vorbild auch solchen Brokat weben.“ „Da bin ich aber froh, daß ich nicht mehr in der Welt umherirren muß“, sagte der älteste Sohn. „Welcher Weg führt denn zum Sonnenberg? Ich werde gleich hingehen, und dann habe ich endlich meine Ruhe.“ „Das ist leichter gesagt als getan“, lachte die Frau. „Nur auf diesem Pferd kannst du den Sonnenberg erreichen.“ „Aber das Pferd ist ja aus Stein“, wandte der Bursche ein. „Aus Stein ist es wohl, aber es wird lebendig, sobald ich ihm deine Zähne einsetze, damit es zehn Erdbeeren abreißen und fressen kann.“ Der älteste Sohn starrte die Alte erschrocken an, und seine Knie zitterten. „Das ist noch gar nichts“, fuhr das Weiblein munter fort. „Du mußt auf dem Pferd durch Flammen reiten und durch Treibeis schwimmen. Erst hinter dem Meer findest du den Sonnenberg und die Feen. Aber wenn du unterwegs auch nur einen einzigen Laut von dir gibst, verbrennen dich die Flammen zu Asche, oder die Eisschollen zermalmen dich, oder die Meereswellen verschlingen dich. Wenn du willst, mein Sohn schlage ich dir gleich die Zähne aus und setze sie dem Pferd ein.“ Der älteste Sohn wich ängstlich zurück und schaute den Weg entlang, den er gekommen war.

Die Frau sagte lächelnd: „Nun, wenn du nicht willst, so tu dir keinen Zwang an. Kehre lieber nach Hause zurück. Ich gebe dir ein Kästchen mit Goldstücken auf den Weg.“ „Und die gebt Ihr mir nur so, für nichts und wieder nichts?“ fragte der Bursche überrascht. „Nur so“, nickte die Frau. „Dann gehe ich lieber nach Haus“, sagte der älteste Sohn, nahm die Goldstücke, und schon lief er davon. An der Wegkreuzung sagte er sich: Für einen ist es ja mehr als genug, aber für vier ist es zu wenig. Ich will lieber in die Stadt gehen und dort wie ein Herr leben. Und er schlug den Weg in die Stadt ein.

Als der älteste Sohn nicht zurückkehrte, sagte die Mutter zu dem zweiten Sohn: „Dein Bruder treibt sich irgendwo in der Welt herum und hat uns sicher schon längst vergessen. So zieh denn du aus und bring mir mein Brokatbild zurück!“ Der Sohn zog seine Sandalen an und machte sich auf den Weg. Er ging einen Tag, er ging eine Woche, er ging einen Monat. Auch er kam zu der steinernen Hütte und sah das steinerne Pferd, das den Kopf nach den Erdbeeren ausstreckte. Aus der Tür trat aber wieder die alte Frau und fragte: „Was führt dich hierher, mein Sohn?“ „Ich suche ein Brokatbild“, brummte der zweite Sohn unmutig. „Die Mutter hat es gewebt, und der Wind hat es davongetragen.“ „Dein älterer Bruder war schon vor dir da“, sagte die Alte, „aber er fürchtete sich, durch Feuer und Eis zu reiten und das Bild zu holen.“ „Aber das Pferd ist ja aus Stein“, wandte der Bursche ein. „Wenn du dir mit einem Stein die Zähne ausschlagen läßt, damit ich sie dem Pferd einsetzen kann, kannst du dir das Bild von den Feen holen.“ „Das fehlte gerade noch, mir die Zähne ausschlagen zu lassen“, sagte erschrocken der zweite Bruder. „Da kehre ich lieber um.“ „Ich gebe dir ein Kästchen mit Goldstücken mit auf den Weg“, sagte die Frau. „Dein Bruder hat auch eins bekommen.“ Deshalb hat er auch nicht nach Haus gefunden, dachte der zweite Sohn. Recht hat er getan! Sicher lebt er irgendwo in Saus und Braus. Er nahm das Kästchen mit den Goldstücken und machte, daß er davonkam. An der Wegkreuzung überlegte er nicht erst, sondern ging geradewegs in die Stadt. „Jetzt lasse ich's mir gutgehen. Warum sollte ich so dumm sein und mit jemandem teilen?“

Als auch der zweite Sohn nicht zurückkehrte, rief die Mutter den Jüngsten herbei und sprach: „Mein Sohn, ich werde von Tag zu Tag schwächer. Wenn ich das Brokatbild nicht bekomme, werde ich wohl nicht mehr lange leben. Deine beiden Brüder treiben sich ir-

gendwo in der Welt herum und haben uns sicher schon längst vergessen. Auf dich war immer am meisten Verlaß. Geh, vielleicht findest du das Bild." Der Sohn zog seine Sandalen an und machte sich auf den Weg. Als er zu dem Bergpaß kam, streckte noch immer das steinerne Pferd seinen Hals nach den Erdbeeren aus. In der Tür der steinernen Hütte stand die alte Frau und sprach: „Beschwerlich ist der Weg zu dem Brokatbild. Deine Brüder haben lieber Goldstücke genommen als ihre Mutter zu retten." „Ich fürchte nichts", antwortete der jüngste Sohn. „Und Geld will ich keins. Geld macht meine Mutter nicht gesund. Was muß ich tun, damit ich das Brokatbild finde?" Die Frau beschrieb ihm den Weg durch das Feuer und durch das Eis und sagte ihm auch, daß er seine Zähne dem Pferd leihen müsse, damit es lebendig würde und zehn Erdbeeren abpflücken könne. Die Frau hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da bückte sich der Jüngling schon nach dem ersten besten Stein, schlug sich mit einem Schlag alle Zähne aus und setzte sie dem Pferd ins Maul. Das Pferd wurde lebendig und fraß zehn Erdbeeren. Der Jüngste schwang sich auf seinen Rücken und preschte davon. „Vergiß nicht, daß du keinen Lart von dir geben darfst, selbst wenn dich die Flammen brennen und das Eis dir die Haut aufreißt", rief die Frau ihm nach. Ohne Aufenthalt ritt der Reiter tief und tiefer in die Berge hinein, bis er zu einer Stelle kam, wo die Flammen aus dem Innern der Erde loderten. Der Jüngling gab dem Pferd die Sporen, und schon flogen sie durch die Feuerwand. Die Flammen brannten und drohten ihn zu ersticken, aber er klagte nicht. Als er schon glaubte, die Flammen würden ihn verschlingen, verloschen sie plötzlich, und Reiter und Pferd standen auf einem schattigen Steinpfad zwischen hohen Felsen. Der jüngste Sohn wischte sich den Schweiß von der Stirn, atmete die reine, kühle Luft ein und ritt weiter. Lange zogen sie dahin. Allmählich drang das Rauschen des Meeres an sein Ohr. Bald standen sie am Rande einer Meeresbucht. Der Jüngling zitterte vor Kälte. So weit das Auge reichte, türmte sich Treibeis. Riesige Eisberge krachten gegeneinander, daß es donnerte. In der Ferne aber lag ein hoher grüner Berg, ganz von goldenem Sonnenschein überflutet. „Der Sonnenberg! Vorwärts, mein Pferdchen, beeil dich, damit wir bald an Ort und Stelle sind." Das Pferd stürzte sich ohne Zögern in das Treibeis. Das Eis brannte wie Feuer und schürfte ihm die Haut auf. Die Wellen peitschten ihm ins Gesicht, aber der Jüngling biß den Mund zusammen und gab keinen Laut von sich. Als er schon glaubte, von den eisigen Wellen verschlungen zu werden, trug das Pferd seinen Reiter ans Ufer. Sogleich trocknete die Sonne seine Kleider und heilte die Wunden, und ehe sich's der jüngste Sohn versah, waren sie auf dem Berg angelangt. Vor ihnen erhob sich ein glitzernder Kristallpalast, und aus dem Garten klang Mädchengesang. Der Jüngling ritt durch das Tor und sprang vom Pferd. Vor dem Bild der Mutter saß eine Schar hübscher Mädchen, und alle webten Brokat. Als die Mädchen den Fremden erblickten, ließen sie ihre Arbeit liegen, liefen lachend zu dem Jüngling und begrüßten ihn. Ein zierliches Mädchen in einem weinroten Kleid gefiel ihm besonders gut. In dem Augenblick trat eine schöne Frau zu ihm. Ihr Kleid glitzerte wie die Sonne auf dem Wasser. Ihr Haar wurde von einer goldenen Spange zusammengehalten. „Ich bin die Königin der Feen", sagte sie. „Zu uns kommt so leicht kein Mensch. Was ließ dich den gefährlichen Weg wagen?" „Ich bin gekommen, um das Brokatbild meiner Mutter zu holen", antwortete der jüngste Sohn. „Der Wind hat es bis zu Euch getragen, und meine Mutter ist deswegen erkrankt." „Der Wind hat das Bild nicht zufällig davongetragen. Wir haben ihn geschickt. Wir wollten nach dem Bild deiner Mutter eigenen Brokat weben. Wir sind schon fast fertig. Wenn du uns das Bild noch diese letzte Nacht läßt, dann sollst du es morgen haben. Bis dahin aber sei unser Gast", sprach die Feenkönigin. Der Jüngling wußte nicht, wie ihm geschah. Die Feen umringten

ihn lachend und gaben ihm Nektar und Ambra zu kosten, als sei er einer der Unsterblichen, und dann setzten sie sich wieder an die Arbeit. Bis zum Abend webten sie. Als die Dämmerung hereinbrach, hängten sie eine Perle an die Decke des Saales und arbeiteten in ihrem Lichte weiter. Der Jüngling war schon lange eingeschlafen, ermüdet von dem langen, beschwerlichen Ritt. Inzwischen beendeten die Mädchen ihre Bilder und begaben sich zur Ruhe. Nur die jüngste Fee in dem weinroten Kleid war noch wach. Sie schaute auf das Bild der Mutter und dann auf das eigene und seufzte tief. Nein, ein solches Bild wie das der Mutter hatte keine der Feen gewebt. Keiner der Bäche glitzerte so wie der Bach aus den Tränen der Mutter, keine Sonne brannte so wie die aus dem Blut der Mutter. Das Mädchen betrachtete lange den schlafenden Jüngling, und plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie nahm einen Seidenfaden und stickte in das Bild der Mutter eine kleine Fee im weinroten Kleid, die am Ufer steht und die roten Fische bewundert. Es war Mitternacht, als der Jüngling erwachte. Der Saal war leer, nur in der Mitte lag das Brokatbild der Mutter. Der Jüngste schaute es an. Warum soll ich bis zum Morgen warten? fragte er sich. Die Mutter ist vor Sehnsucht nach dem Bilde krank, und sicher geht es ihr mit jedem Tag schlechter. Er rollte das Bild zusammen, steckte es unter seine Jacke, sprang auf das Pferd und machte sich auf den Rückweg. Vergeblich fielen die Wellen mit ihrem scharfen Eis über ihn her, vergeblich umloderten ihn die Flammen der Vulkane. Der Jüngling gab keinen Laut von sich, und ehe er sich's versah, stand das steinerne Haus vor ihm, und von der Schwelle lächelte ihm die alte Frau entgegen. „Sei willkommen, mein Sohn“, sagte sie freundlich. „Du bist ein guter und mutiger Bursche. Du hast, was du wolltest. Jetzt gebe ich dir noch deine Zähne zurück.“ Sie nahm dem Pferd die Zähne aus dem Maul und setzte sie dem Jüngling ein. Im selben Augenblick wurde das Pferd wieder zu Stein. „Hier hast du Sandalen aus Hirschleder. Wenn du sie anziehst, bist du im Nu zu Hause“, meinte die Frau.

Der Jüngling bedankte sich bei der Alten, streifte die Sandalen aus Hirschleder über, und augenblicklich stand er vor der Hütte seiner Mutter. Gerade trat die Nachbarin aus der Tür und schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Gut, daß du zurück bist“, sagte sie. „Wer weiß, wie lange deine Mutter noch leben wird. Sie steht nicht mehr auf, und ihre Augen sehen jeden Tag schlechter.“ Der Jüngste rannte in die Hütte. „Schaut her, Mutter!“ rief er und zog das Brokatbild unter seiner Jacke hervor. Kaum hatte die Mutter vernommen, daß ihr Sohn wieder zurück war und das Bild mitgebracht hatte, da fühlte sie sich frisch. Sie setzte sich auf, ließ sich das Bild geben und rollte es auf. Auch ihre Augen schienen auf einmal besser sehen zu können. „Trag das Bild hinaus, mein Sohn“, bat sie, „damit man es besser betrachten kann.“ Der Sohn trug das Bild vor die Hütte. Sonnenhell leuchteten die Farben. Plötzlich wehte ein Windhauch und strich über das Bild. Da rollte sich das Bild noch weiter auf, bis es das ganze Land bedeckte. Und aus dem zweistöckigen Hause trat die Mutter, schaute sich um, und Tränen des Glücks rollten ihr über die Wangen. So weit das Auge blickte, reifte auf den Berghängen goldener Mais, das Vieh weidete auf der Wiese, im Gras pickten Kücken und watschelten Enten, durch den Garten floß ein silberner Bach, und überall blühten schöne Blumen. Alles war so wie auf dem Bild. Aus den silbrigen Häuschen kamen die Nachbarn gelaufen und konnten das Wunder kaum fassen. Der Sohn nahm die Mutter an der Hand und führte sie in den Garten. Langsam schritten sie zum See und konnten sich an all der Pracht nicht satt sehen. Plötzlich blieb der Sohn wie angeworren stehen, und sein Herz schlug freudig. Am See stand die zierliche kleine Fee in dem weinroten Kleid und lächelte. „Wie bist du denn hierhergekommen?“ fragte

der Jüngling. Das Mädchen senkte die Augen. „Ich habe mich in das Bild gestickt“, flüsterte es. „Du warst es, der mich hergebracht hat. Nun, da das Bild Wirklichkeit ist, gehöre ich ebenfalls hierher.“ Die Mutter betrachtete das schöne Mädchen mit Wohlgefallen. „Wir haben jetzt ein großes Haus, und ich könnte wohl eine Tochter brauchen“, sagte sie. Die Fee warf dem Jüngling einen schnellen Blick zu, und der nahm sie bei der Hand. „Willst du meine Frau werden?“ fragte er leise, und das Mädchen nickte freudig. Und so wurde denn Hochzeit gefeiert. Die Mutter lud nicht nur die Nachbarn ein, sondern auch alle Bettler aus dem ganzen Land. Zufällig erfuhren auch die beiden Brüder davon. Sie hatten längst alle Goldstücke verjubelt, und da sie nicht gewöhnt waren, von ihrer Hände Arbeit zu leben, zogen sie am Bettelstab durch das Land. Als sie zu ihrer ehemaligen Heimstätte kamen und sahen, wie alles verändert war, da schämten sie sich ihrer Lumpen und wagten sich nicht über die Schwelle. Der jüngste Sohn aber lebte glücklich und zufrieden mit seiner Feenfrau und seiner alten Mutter in jenem schönen Landstrich unter der strahlenden Sonne.

Tibetische Märchen, Dausien Verlag

Der Vogel in des Königs Brust (Griechenland)

Da sind ein König und eine Königin, die haben drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Die Söhne sind mutig und stark. Und die Tochter ... die ist halt ein Mädchen. Jeden Morgen besucht der König seinen Bruder und das ist Illios, der Sonnenherr. Und jeden Morgen spricht er mit seinem Bruder. Das heisst, ich muss es richtig erzählen. Nicht der König selber spricht mit ihm, sondern, was nur wenige wissen, er hat einen Vogel in der Brust. Und so singt der Vogel und dann geht die Sonne auf und es wird hell.

Eines Nachts kommt ein Drakos in den Palast und raubt den Vogel aus des Königs Brust. Und als der König am nächsten Morgen seinen Bruder besucht, da kommt kein Laut, kein Ton aus seiner Kehle und der König wird krank, sehr krank. Und sein Bruder Illios wird traurig, sehr traurig. Er verhüllt sein Haupt und weint und es wird finster auf der Erde. Nein, nicht ganz dunkel, aber doch recht düster. Und so kommt eine Zeit, wie es den Draken gefällt, eine dunkle, düstere Zeit. Viele Menschen werden krank, sie bekommen hohes Fieber und wanken bleich und matt umher. Die Frauen bekommen kaum mehr Kinder. Die Priester können noch so schön singen und die Ärzte ihre Sache noch so gut machen: es hilft nichts. Und die Draken werden immer mehr und sie kommen in die Häuser und stehlen die Kinder und fressen sie. Grauenhaft! Was soll man tun? Der König würde gern seinen weisen Bruder Illios um Rat fragen. Aber seit der Vogel fort ist, kann er nicht mehr mit ihm sprechen und schleicht stumm und traurig umher.

Da kommt ein alter Einsiedler in den Palast und sagt: «König, es ist ein Unglück, aber es gibt eine, die kann helfen und das ist deine Tochter.» «Meine Tochter, ach, die ist ja nur ein Mädchen, aber ich habe zwei Söhne, die sind mutig und stark. Sie sollen es machen!» so spricht der König. «Nun, du wirst ja sehen, wer Recht hat. Alles kommt davon, dass Illios nicht mehr richtig leuchtet, er leuchtet nicht, weil Du nicht mit ihm sprichst und Du kannst nicht mit ihm sprechen, weil Du krank bist und Du bist krank, weil der Drakos dir deinen Vogel aus der Brust gestohlen hat.» «Gut, gut», sagt der König, «aber was kann man da machen?» «Nun, man muss den Vogel zurück holen. Er ist im Palast der Draken eingesperrt. Aber dorthin kann keiner kommen, denn über dem Palast liegt ein Zauber und jeder der über die Schwelle tritt, fällt sogleich in einen todesähnlichen Schlaf und er

schläft und schläft und erwacht nicht mehr.» «Nun gut, sollen die Burschen doch viel starken Kaffee trinken, dann werden sie schon nicht einschlafen.» «Du wirst sehen, das nützt nichts, nur deine Tochter kann wach bleiben.» Da wird der König zornig und sagt: «Ach, das Mädchen ist eine Schlafhaube, die schläft sogar in meiner Gegenwart ein!» «Nun, Du wirst sehen und an mich denken», sagt der Einsiedler und geht davon.

Der König ruft also den ältesten Sohn und sagt: Du musst den Vogel holen, den man mir gestohlen hat.» «Ja, Vater» «Beeile Dich, hier sterben die Menschen.» «Ja, Vater!» Der Älteste geht und geht. Er kommt zum Palast des Drakos – geht durch das Tor und – bauz! Da liegt er schon und schläft. Der König wartet und wartet, doch der Bursche kommt nicht zurück. Da lässt er den zweiten kommen und gibt ihm den gleichen Auftrag. Aber dem ergeht es nicht besser als seinem Bruder. Als er zum Palast des Drakos kommt und durch das Tor geht, fällt er um und schon schnarcht er. Der König wartet und wartet.... Auch der zweite kommt nicht zurück. Im Land wird es immer düsterer. Man sieht kaum noch etwas und die Draken schleichen sogar am Tage unter den Menschen herum. Es ist kalt geworden im Lande des Königs. Dieser weiss keinen Rat mehr und lässt schliesslich doch seine Tochter rufen. «Liebling der Mutter, ich bin krank und brauche Deine Hilfe!» «Aber gern, Väterchen, was soll ich tun?» «Dann höre, mein Kind. Ein Drakos hat mir den Vogel aus der Brust gestohlen, deshalb bin ich krank. Und deshalb ist Bruder Illios traurig und scheint nicht mehr. Deine Brüder sind schon ausgezogen, den Vogel zurück zu holen, aber sie sind nicht zurück gekehrt». «Und wo ist der Vogel?» «Der ist im Palast des Drakos. Aber ein starker Zauber liegt dort und wer die Schwelle des Palastes überschreitet fällt in einen tiefen Schlaf.» «Sei ohne Sorge, Väterchen, ich werde schon wissen, was zu tun ist» sagt das Mädchen und dann geht sie an einen stillen Ort und bleibt lange dort. So lange, bis sie eine leise Stimme in ihrer Brust vernimmt: „Schatz der Mutter, lass mich mit Onkel Illios reden. Höre gut zu und tue genau, was er sagen wird.“ „Ja, Vögelchen, sprich Du nur, ich werde hören.“ Zur Morgenstund geht das Mädchen auf einen Hügel, dem aufgehenden Illios entgegen. Und wie sie ihn sieht, da öffnet sie den Mund und das Vögelein singt in ihrer Brust. „Des Königs Vogel ist gefangen, wie kann man ihn befreien?“ „Wo ist er denn?“ „Im Palast des Drakos.“ „Ah, dort wo Dunkelheit herrscht und Schlaf und Tod.“ „Ja, dort! Was ist zu tun?“ „Hm“, macht Illios, „deine Herrin soll zu den Bienen gehen und sich eine rote Kerze aus Wachs machen lassen. Und dann soll sie morgen wieder hierher kommen. Dann werd ich sagen, was sie tun soll.“

Da geht das Mädchen zur Bienenkönigin. „Ich weiss, Du brauchst eine Kerze aus roten Wachs. Du sollst sie haben, denn wir leiden mit euch Menschen unter der Dunkelheit. Und auch wir Bienen werden krank und streben, wenn nicht Bruder Illios so leuchten kann, wie früher.“ Und sie gibt dem Mädchen eine kleine Kerze aus rotem Wachs. Am andern Morgen steht die Königstochter auf dem Hügel und der Vogel singt: „Bruder, Illios, hörst Du mich?“ „Ja, ich höre Dich. Wenn sie die Kerze hat, dann soll sie jetzt gehen und sie am Tor des Palastes der Draken entzünden. Sie wird den Weg wissen.“ So geht das Mädchen hinunter in ins Reich der Draken. Huh, düster und dunkel ist es da! Am Tor des Palastes zündet sie die Kerze an. Sie geht hinein. Da liegt ihr älterer Bruder. Als sie über ihn hinwegsteigt, fällt ein Tropfen Wachs auf seine Brust und er erwacht. „Ach, wie lange habe ich geschlafen?“ Da lässt das Mädchen einen zweiten Tropfen Wachs auf die Brust des anderen Bruders fallen. Auch der erwacht. „Ach, was hab ich seltsam geträumt! Ich meinte ein Drako hätte mich gefressen.“ „Psst“, flüstert das Mädchen, „hört ihr den Vogel singen, das muss des Vaters Vogel sein. Wartet vor dem Tor auf mich, ich hole ihn.“

Mit der brennenden Kerze in der Hand geht sie durchs Schloss. Überall liegen Draken und schlafen. Aber sie geht ohne Furcht mit der Kerze in der Hand zwischen ihnen hindurch und folgt dem Lied des Vogels. Endlich kommt sie in einen grossen Saal und dort sitzt ihres Vaters Vogel in einem Käfig. Sie öffnet die Tür, hält dem Vogel die offene Hand hin. Und er lässt sich darauf nieder. Auf der einen Hand des Vaters Vogel, in der anderen das brennende Kerzlein, so geht sie zurück zum Tor. Zusammen mit ihren Brüdern macht sie sich auf den Heimweg. Und ihr könnt euch ja denken, wie sehr die sich freuen, ihre Kinder wieder bei sich zu haben. Und der König hat seinen Vogel wieder. Und so kann er wieder zu seinem Bruder Illios sprechen. Und es wird hell und der König und alle Menschen werden wieder gesund.

Und dann erbt die Königstochter des Königs Reich – denn sie hat ein Vögelein in der Brust.

Aus Griechenland, Bearbeitung: Marie-Theres Rogger

Der Drachenzar (Ukraine)

Keiner weiß genau, wo, keiner weiß genau, wann es geschah. Es ist vielleicht tausend Jahre her. Damals gab es im tiefsten dichtesten Wald ein Zarenreich, das Reich der Drachen und Schlangen. Dort herrschte der Drachenzar. Der hatte den Leib einer Schlange und den riesigen Schlund eines Drachen. Er war wohl hundert Ellen lang. Die Sonne, der Mond und die Sterne waren seine Feinde. Auch die Erde hasste er. In Erdlöchern und finsternen Grotten, die das Wasser der Flüsse und Seen ausgespült hatte, hielt er sich verborgen. Immer, wenn er an die Oberfläche der Erde kroch, wurden seine Augen vom Licht der Sonne, des Mondes und der Sterne geblendet, denn sie kannten nur die Finsternis und waren an Helligkeit nicht gewöhnt. Endlich beschloss der Drachenzar, jenen feindlichen Lichtern aufzulauern, sie herabzureißen und sie in seinen unterirdischen Behausungen aufzuhängen. Als die Sonne nun einmal ganz tief im Westen stand und fast den Erdboden zu berühren schien, schnellte der Drachenzar empor, richtete sich in seiner ganzen furchtbaren Länge auf, riss die Sonne mit seinen scharfen Zähnen herab und brachte sie in sein Reich tief unter der Erde. In gleicher Weise lauerte er dem Mond auf, riss ihn vom Himmel und brachte ihn in sein unterirdisches Zarenreich. Schließlich riss er jede Nacht ein paar Sterne vom Firmament, so dass zuletzt der Himmel finster und leer war wie ein Abgrund.

Da kam großes Leid über die Menschen. Anstelle des hellen Sonnenscheins am Tage, des Funkelns der Sterne und des silbernen Glanzes des Mondes bei Nacht hing nun immerzu schwarze Nacht über der Erde. Am Rande des wilden Waldes lebte Kostry, der Hirte, mit seinen drei Söhnen. Von denen war der erste ein Wagner, der zweite ein Holzfäller und der dritte ein Imker. »Meine lieben Söhne«, sprach der Vater, »ihr seid die Stärksten, Klügsten und Geschicktesten, die es auf der ganzen Welt gibt. Wenn ihr nicht in der Lage seid, den Drachenzaren zu bezwingen und zu töten, so wird es niemandem auf Erden gelingen. Auf euch setzte ich meine ganze Hoffnung, dass ich die helle Sonne, die funkelnden Sterne und den silbernen Mond noch einmal zu sehen bekomme, bevor ich meine Augen für immer schließe.« Da verneigten sich die Söhne vor ihrem Vater und sprachen: »Wenn es dein Wille ist, lieber Vater, so werden wir es versuchen.« Sie gingen auf die Pferdeweide. Dort wählte sich der älteste Sohn einen Rappen, der zweite einen Fuchs und der dritte einen Schimmel. Sie schwangen sich auf ihre Pferde, spannten ihre

Bögen, zielten lange und schossen drei Pfeile ab. Der Pfeil des Wagners blieb im Stamm einer Kiefer stecken, der des Holzfällers im Stamm einer weißen Birke und der des Imkers im Stamm einer Eiche.

Da ritt der älteste Bruder, der Wagner zum Kiefernwald. Der zweite Bruder, der Holzfäller, nahm den Weg zum Birkenwald. Der jüngste Bruder, der Imker, sprengte auf seinem Schimmel in Richtung des Eichenhains. Im Kiefernwald rauschten die Bäume. Sie rauschten und schüttelten die Kronen hin und her. Sie hatten Kostryns ältesten Sohn erblickt. »Oh, seht nur, seht den Wagner! Er reitet den Rappen, trägt den Bogen über der Schulter und die Keule in der Faust. Gewiss will er gegen den Drachenzaren kämpfen. Wir müssen ihn warnen, warnen vor unbedachtem Tun. Ein guter Freund ist er uns Bäumen. Schöne Räder baut er für die Menschen. Mit seiner Hilfe haben so manche unserer Schwestern die weite Welt gesehen und viele Wunder geschaut. Nein, er soll nicht weiterreiten, denn er wird sonst sein Leben verlieren. Nicht er wird es sein, der den Drachenzar besiegt.« Am Wegesrand wuchs eine junge Kiefer. Diese schwankte so heftig, dass der Rappe augenblicklich wie festgewachsen stehen blieb. »Wo jagst du hin? Rasch kehre um, wenn du nicht ins Verderben stürzen willst!« rief die Kiefer. Die Warnung hörte der Rappe wohl, denn er verstand wie alle Tiere die Sprache der Bäume und Pflanzen. Da halfen weder Drohungen noch Bitten, Das Pferd rührte sich nicht vom Fleck. Es stand da, als wäre es auf dem Wege festgeschmiedet. Da blieb Kostryns ältestem Sohn nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren. Dort erzählte er seinem Vater alles, was ihm widerfahren war. Er war tief betrübt und sprach: »Es ist mir wohl nicht vergönnt, den Drachenzaren zu töten.« »Es scheint dir wohl versagt zu sein, mein lieber Sohn«, antwortete Kostryn und strich sich nachdenklich über den grauen Bart.

Im weißen Birkenwald brachte der mittlere Bruder, der Holzfäller, sein Pferd zum Stehen. Er nahm dem Fuchs das Zaumzeug ab und ließ ihn weiden, damit er sich ausruhen und Kräfte sammeln sollte. Der Fuchs rupfte Gräser und spitzte die Ohren, denn die Birken sprachen miteinander. »Oh, seht nur, seht, wenn es auch finster ist, so erkennen wir doch Kostryns zweiten Sohn. Wenn auch der Drachenzar die Sonne stahl, so merken wir doch, dass er es ist, der Holzfäller. Alte Bäume rodet er. Das Holz behaut er mit seiner Axt. Wir alle hier im Birkenwald fürchten uns vor ihm. Unserer Blätter zittern in Todesangst. Aber heute reitet er den Fuchs, trägt den Bogen über die Schulter und die Keule in der Faust. Gewiss will er gegen den Drachenzaren kämpfen. Er ahnt nicht, dass er in sein Verderben zieht. Schade ist es nicht um ihn, aber das arme Pferd dauert uns. Wir müssen es warnen.« Das Pferd, das alle ihre Worte verstanden hatte, lief zu seinem Herrn und fuhr ihm mit den Nüstern über die Stirn, als bäte es ihn um etwas. Der Holzfäller lachte und rief: »Mein Pferdchen, du bist wohl satt und hat genug geweidet. Wohlan denn, dann sitz ich auch, und im Galopp geht's zum Reich der Schlangen und Drachen. Lass uns zu den finstern Höhlen reiten!« Aber was war geschehen? Das Pferd rührte sich nicht von der Stelle. Es blieb stehen, als wäre es auf dem Boden festgewachsen. Es halfen weder Drohungen noch Bitten. Auch als sein Herr zur Peitsche griff, blieb der Fuchs stehen wie festgeschmiedet. Endlich wandte der Holzfäller sich um und ritt im Galopp nach Hause zurück. Staub wirbelte unter den Hufen. Der mittlere Bruder trat voller Kummer und Scham vor seinen Vater und erzählt ihm alles, was sich zugetragen hatte. »Es ist mir wohl nicht bestimmt, den Drachenzaren zu töten«, sagte er traurig. »So ist es, mein lieber Sohn, es ist wohl nicht deine Bestimmung«, antwortete

der alte Kostryn und strich sich nachdenklich über den grauen Bart.

Kostryns jüngster Sohn, der Imker, war inzwischen beim Eichenhain angelangt. Eichen so hoch wie Häuser standen da in der Finsternis. Der Schimmel spitzte die Ohren und lauschte auf ihre Worte. »Wer reitet da unten den Schimmel?« fragte eine Eiche die andere, »ist es nicht Kostryns jüngster Sohn?« »Ja, er ist es«, antwortete die andere und schüttelte ihre mächtigen Äste. »Es ist der Imker. Er ist uns allen wohlbekannt, denn oft sammelte er hier den Honig der wilden Bienen. Im Walde baute er ihnen Stöcke. Neuen Schwärmen gab er eine Wohnstatt. Das alles tat er, als die Sonne noch schien und nachts Mond und Sterne am Himmel leuchteten. Jetzt reitet er den Schimmel, trägt den Bogen über der Schulter und die Keule in der Faust. Will er denn gegen den Drachenzaren kämpfen? Ach, er weiß nicht, dass weder Pfeil noch Keule den Zaren des Schlangen- und Drachenreiches töten. Er muss sich den Beistand eines Bienenschwarms erbitten. Allein Bienen sind imstande, den Schlangenzaren zu überwinden.« »Halt, Schimmelchen, bleib stehen«, knarrte eine alte Eiche und berührte das Pferd mit einem ihrer knorrigen Äste. »Wende dich nach links zum See hin. Am Ufer findest du einen verrotteten Baumstumpf, in dem ein Wildbienenschwarm lebt. Sage den Bienen, sie sollen deinem Herrn zu Hilfe kommen. Auch sie hassen den Drachenzaren, denn er ist schuld daran, dass sie keinen Blütenstaub mehr finden und keinen Nektar mehr sammeln können. Sie sind vom Hungertod bedroht.« Der Schimmel galoppierte zum Seeufer. Wie sehr er sich auch mühte, sein Reiter konnte ihn nicht aufhalten. Wie von Sinnen jagte das Pferd den Pfad entlang. Erst am See wurde sein Lauf langsamer, und es beschnupperte die Baumstümpfe, die da am Ufer standen. Endlich blieb der Schimmel stehen und wieherte dreimal. Der Imker zog die Zügel fest und wollte das Pferd gewaltsam zum Umkehren bewegen. Dieses aber wieherte wiederum dreimal, als hätte es seines Herrn Willen nicht verstanden. Das Echo schallte durch den Wald. Wie es schien, hatten die Bienen des Pferdes Sprache verstanden denn auf einmal fing es ringsum zu summen und zu brummen an. Tausend und abertausend Bienen umschwirrten Pferd und Reiter. Dann entflogen sie geradewegs in die Höhle des Drachen- und Schlangenzaren. Der Schimmel jagte ihnen im Galopp hinterher. Der Reiter hatte keine Mühe mehr, ihn anzutreiben. Es war, als wären dem Tier Flügel gewachsen. Ritten sie kurze oder lange Zeit? Sie ritten genauso lange, wie nötig war. Dann standen sie vor dem Palaste des Drachenzaren im unterirdischen Reich der Drachen und Schlangen. Die Bienen bildeten eine dichte Wolke vor dem Eingangstor, und sie schärften die Stacheln für den Angriff auf den mächtigen Feind. Neunmal wieherte der Schimmel. Nach dem neunten Mal erschien der schreckliche Kopf des Drachenzaren vor dem Tor. Auf diesem gleißte in der Finsternis das Diadem, das Zeichen seines üblen Regiments. »Wer wagt es, in meinem eigenen Haus, in meinem eigenen Reiche meine Ruhe zu stören«, zischte das Untier nach Schlangenart, und es glitt auf seinem langen Leibe langsam und unheilvoll heran.

Kostryns jüngster Sohn riss den Bogen von der Schulter. Einen Pfeil nach dem anderen schoss er ab, bis er keinen mehr im Köcher hatte. Doch kein einziger traf das Ungeheuer. In der Dunkelheit war es dem Imker nicht möglich, richtig zu zielen. Der Schimmel zitterte vor Angst. Sein Rücken war bedeckt von Schweiß. Immer schneller glitt der Drachenzar voran. Immer näher kam er dem Reiter und seinem Pferd. Bald, es würde nur noch eine kleine Weile dauern, und er hätte beide verschlungen mit Haut und Haar. Schön öffnete der Drachenzar seinen gewaltigen Schlund. Kostryns jüngster Sohn schwang seine Keule und ließ sie genau auf dem Schädel des Drachenzaren

niedersausen. Aber die Keule sprang daran ab, als ob sie gegen Eisen gestoßen wäre. Und ach, sie zerbrach in zwei Teile! »Nun ist mein Ende gekommen«, dachte der Imker, »vielleicht kann wenigstens mein Pferd dem Tod entrinnen. Es darf nur nicht in des Drachenzaren Augen schauen. Kein Pferd, kein Vogel, kein Mensch oder sonst ein lebendiges Wesen bliebe da noch am Leben. Unfähig sich zu bewegen stünde es da, halbtot vor Grauen. Ach, so furchtbar ist die Gewalt der Schlangenaugen!« Kostryns jüngster Sohn spürte, dass ein Schimmel sich nicht mehr bewegte. Er zitterte am ganzen Leibe. Schon begann des Schlangenzaren Bann zu wirken. Da fing es auf einmal zu brummen und zu summen an. Wie eine dunkle Wolke fiel der Bienenschwarm über den Drachenzaren her. Da erlosch das Licht seines Diadems. Sein riesiger, langer Schlangenneib warf sich in hilfloser Wut hin und her, denn der Drachenzar konnte den Feind nicht sehen, der ihm so schmerzhaft Wunden zufügte. Lange, lange noch schlug das Untier mit seinem Schwanzende um sich. Er donnerte gegen den Erdboden, dass der ganze Wald erbebte. Endlich sank er leblos unter einem Baum nieder. Da fingen die Bienen vor Freude an zu tanzen. Die Vögel, denen in der Finsternis das Singen vergangen war, stimmten ein Hochzeitslied an. Der ganze Wald wurde wieder lebendig. Die Baumkronen rauschten von einem Ende des wilden Waldes zum anderen. Sie verbreiteten die Nachricht vom Tode des schrecklichen Drachenzaren. Kostryns jüngster Sohn betrat das unterirdische Schlangenreich. Er fand die Höhlen, in denen Sonne, Mond und Sterne gefangen hingen. Rasch befreite er sie aus ihren Schlingen und trug sie hinaus in die Freiheit. Im selben Augenblick stieg die Sonne eilends in die Lüfte, höher und höher. Sie hängte sich wieder am Himmel ein und erleuchtete mit ihren Strahlen die ganze Erde. Der Mond und die Sterne folgten ihr behände, damit die Erde auch des Nachts ihren Lichtschein erhielt. Da war Jubel und große Freude auf der Welt und unter den Menschen. Kostryns jüngster Sohn kehrte zu seinem Vater zurück. Er verneigte sich tief vor ihm: »Sei begrüßt, mein lieber Sohn«, sprach der Alte, »ich wusste, dass einer von euch den Drachenzaren bezwingen würde. Nun warst du es, der ihn besiegt hat.« »Lieber Vater«, antwortete der Imker, »nicht ich war es, der ihn besiegen konnte. Es waren die kleinen Bienen. Mein lieber Schimmel trug auch seinen Teil dazu bei. Hätte ich das Pferd und die Hilfe der Bienen nicht gehabt, so hätte mich der schreckliche Drachenzar mit Haut und Haaren verschlungen. Leid und Finsternis aber hätten die Erde auf immer regiert.«

[Märchen von Sonne, Mond & Sternen / Märchen der Welt;
Hrsg.: Ulrike Blaschek-Krawczyk, Fischer -TB 12531]